

Ist er nun ein Liberaler oder ein Konservativer? Oder ist er gar beides, ein liberaler Konservativer oder ein konservativer Liberaler? Diese Schlüsselfragen durchziehen den von Patricia Commun und Stefan Kolev herausgegebenen Sammelband über Wilhelm Röpke (1899–1966). Auch nach der Lektüre der siebzehn Beiträge und trotz dem Untertitel, der den bedeutenden deutschsprachigen Intellektuellen als liberalen politischen Ökonomen und konservativen Sozialphilosophen verortet, fällt die Antwort nicht eindeutig aus. Einerseits ist Röpkes Leben und Wirken zu facettenreich; Kritiker würden wohl nicht zu Unrecht anfügen, dass zudem sein Werk zu unpräzise und widersprüchlich sei. Andererseits ist das Buch nicht hagiografisch angelegt und präsentiert unterschiedliche Einschätzungen – wohlwollende wie kritische – des bis Ende der 1950er Jahre neben Friedrich August von Hayek wichtigsten Vertreters des Neoliberalismus.

### Kämpferisches Naturell

Etwas kurz gerät die Würdigung des Muts von Röpke, den einst sogar Ludwig von Mises, einer seiner liberalen Gegenspieler, in einem Nachruf auf ihn hervorgehoben hatte. Immerhin weist Richard Ebeling (South Carolina) in seinem Beitrag darauf hin, dass der 33-Jährige die Machtergreifung Hitlers eine Woche später in einem Vortrag eine Revolte gegen Menschlichkeit, Freiheit und Vernunft genannt hatte, sich gegen den Ausschluss jüdischer Professoren und Studenten von den Universitäten gewandt hatte, in der Folge als «Volksfeind» seine Professur in Marburg verlor und nach einem unangenehmen Verhör sich und seine Familie in Istanbul in Sicherheit brachte. Nach seinem Wechsel nach Genf 1937 schlug er während des Kriegs dreimal ein Angebot für eine Professur in den USA aus, obwohl im Falle einer deutschen Invasion der Schweiz, die keineswegs ausgeschlossen werden konnte, Gefängnis und Tod gedroht hätten.

Das kämpferische Naturell zeigt sich auch daran, dass Röpke sich als öffentlicher Intellektueller gerierte und in unzähligen Aufsätzen (nicht zuletzt in der NZZ), Vorträgen und Büchern, einem regen Briefverkehr mit prägenden Geistern seiner Zeit wie mit gewöhnlichen Bürgern sowie in der Politikberatung mit Leidenschaft und Wortgewalt das vertrat, was ihm wahr und richtig schien. Dieses Naturell macht, verbunden mit einer ausprägen normativen Denkweise, Röpkes «dunkle Seite» (Nils Goldschmidt / Julian Dörr, Siegen), etwa die rassistische Rechtfertigung der Apartheid oder seine Absage an die Gleichberechtigung der Frauen, sowohl deutlich sichtbar als auch schwer verdaulich. Die Aussagen wirken, selbst wenn sie sich aus dem Zeitgeist heraus verstehen lassen, heute im besten Fall antiquiert, im

## Müssen Liberale optimistisch sein?

*Von Wilhelm Röpke geht eine andauernde Faszination aus. Dies auch deshalb, weil seine intellektuelle Verortung schwerfällt. Nicht nur Liberale erkennen im schillernden Ökonomen des 20. Jahrhunderts einen Gleichgesinnten, sondern auch Konservative. Von Gerhard Schwarz*



Wilhelm Röpke (1899–1966).

ULLSTEIN

schlechtesten reaktionär. Man muss diese Flecken im Bild des bedeutenden Liberalen nicht noch grösser machen, indem man ihm die schweizerische Agrarpolitik und die übersteigerte Zelebrierung des Sonderfalls Schweiz anlastet. Mit dieser steilen These überschätzt Andrea Franc (Basel) den Einfluss Röpkes. Zudem hängt sie ihm fälschlicherweise das Etikett des Interventionismus und eines illiberalen Konservatismus an – dies mit dem Hinweis auf seinen Adepten Gerhard Winterberger, den langjährigen Direktor des Vororts, der zugunsten einer stabilen Währung den Agrarprotektionismus gestützt hatte, sowie mit der Erwähnung einer positiven Rede Christoph Blochers auf Röpke.

### Ein Freund der Tradition

Röpke kritisierte Übertreibungen des Liberalismus im 19. Jahrhundert wie Rationalismus, Individualismus und Ökonomismus. Damit spricht er immer noch vielen Menschen aus dem Herzen. Demgegenüber war ihm, wie Hayek, das Gewachsene, Bewährte, mithin die Tradition, wichtig. Aus der gleichen Grundhaltung heraus tönt Röpke an vielen Stellen wie ein «Grüner». Auch sein Lob des Mittelstandes und seine Kritik an der Grösse, am Kult des Kolossalen, passt in dieses Bild. Der überzeugte Freihändler und überzeugte Anti-Nationalist äusserte sich entsprechend kritisch gegenüber einer von oben forcierten Integration Europas, in der er einen Nationalismus auf höherer Ebene sah.

Doch die Einordnung Röpkes als Konservativer hat vor allem mit seiner nostalgischen Verklärung der vorindustriellen Zeiten bzw. mit seiner vehementen Kritik an der Massengesellschaft zu tun, an der Urbanisierung, Säkularisierung und Industrialisierung, aber auch an der modernen Kunst oder am Kino. Jean Solchany (Lyon) schreibt, Röpke habe sich schon 1958 mehr als Konservativen denn als Liberalen gesehen, und er nennt Röpkes Vision der Zukunft eine «Retro-Utopia». Dennoch hält er den schillernden Ökonomen nicht für illiberal. Er sei zwar konservativer als Milton Friedman, aber in den grossen Fragen, der Bekämpfung des Sozialismus, des Kommunismus, des Etatismus und des wachsenden Staates, seien sich die Liberalen unterschiedlichster Prägung einig. Hayek übertreibe in seiner Rede «Warum ich kein Konservativer bin», geschrieben als Reaktion auf Röpkes Sympathie für den amerikanischen konservativen Denker Russell Kirk, die Unterschiede zwischen Liberalen und Konservativen. Diese seien weniger wichtig als die Ähnlichkeiten.

Für Alan S. Kahan (Versailles) ist Röpke ohnehin kein Konservativer oder gar Reaktionär. In seinem Beitrag, einem der interessantesten, entwickelt er die These, Röpke sei ein liberaler anti-modernistischer Kulturpessimist gewe-

sen. Unter Hinweis auf John Stuart Mill, Alexis de Tocqueville und seinen Kronzeugen Jacob Burckhardt stellt er sich gegen die gängige Behauptung, der Liberalismus sei fast zwingend mit Optimismus und Fortschrittsglaube verbunden. Burckhardt habe einen Liberalismus der Angst vertreten, Angst vor dem modernen Staat, der Demokratie und der Globalisierung, doch diese Angst vor der Moderne habe ihn nicht zum Konservativen gemacht. Bei Röpke sei es ähnlich. Er habe gesehen, dass man den von ihm diagnostizierten Niedergang der westlichen Kultur mit den Werkzeugen der Ökonomen nicht verstehen und beheben könne. Zwar habe er den freien Markt als Grundlage und Teil der Freiheit verstanden, aber er habe in diesem Markt nicht wie Optimisten wie Adam Smith oder Hayek eine «spontane Ordnung» (diesen Begriff verwendete er lange vor Hayek) gesehen, die automatisch zum Wohlergehen der Menschen führe. Der Markt sei für ihn zugleich auch keine Schöpfung des Staates. Er basiere vielmehr auf vorgängigen moralischen Grundlagen, die erhalten werden müssten, zum Teil mit Hilfe des Staates, zum Teil durch gesellschaftlichen und spirituellen Zement, also das, was gemäss seinem berühmtesten Buchtitel «jenseits von Angebot und Nachfrage» liegt.

### Mehr als nur ein Ökonom

Auch Marcelo Resico und Stefano Solari (Buenos Aires / Padua) tun Röpke nicht als simplen Konservativen ab. Er stelle den Menschen in den Fokus, arbeite interdisziplinär und versuche, die komplexen Interdependenzen unserer Gesellschaft zu berücksichtigen. Zwar sei sein humanistisches Menschenbild statisch und metaphysisch, aber er habe sich mit vielen Fragen beschäftigt, die Querdenker wie Josef Schumpeter, Karl William Kapp, Leopold Kohr, Ivan Illich und Amitai Etzioni ebenfalls umgetrieben hätten, und er habe originelle, tiefgründige Antworten gefunden. Für ihn seien Wettbewerbsmärkte und eine «gesunde» Gesellschaft sich gegenseitig verstärkende Elemente eines stabilen Ganzen.

Alles in allem erinnert doch die Mehrheit der Einschätzungen in dem dichten und breiten Buch an das Diktum Hayeks, dass ein Ökonom, der nichts anderes als Ökonom sei, niemals ein guter Ökonom sein könne. In diesem Sinne war Wilhelm Röpke ein liberaler Ökonom erster Güte.



Patricia Commun, Stefan Kolev (Hrsg.): Wilhelm Röpke (1899–1966). A Liberal Political Economist and Conservative Social Philosopher. Springer-Verlag, Heidelberg 2018. 272 S., Fr. 126.50.

## Die Netze sind am Werk

*Wenn sich ein Historiker unter Biologen begibt*

Urs Hafner · Nach dem «Embedded Journalist» nun also der «Embedded Historian» – soll niemand sagen, die Life-Sciences betrieben keine Selbstreflexion. Für rund fünf hundert Millionen Franken hat der riesige schweizerische Forschungsverbund SystemsX.ch von 2008 bis 2016 die Entwicklung der sogenannten Systembiologie vorangetrieben, die vor allem mit Big Data arbeitet. Dabei liess der Verbund sich auf eigene Initiative von einem Historiker untersuchen, der zugleich archivarische Aufgaben erledigte.

Alban Frei meint in seiner an der ETH Zürich geschriebenen Dissertation, das «Wissen um die Grenzen des Wissens» sei im Verbund schon früh nachweisbar gewesen. Und was wissen wir dank der Studie? Der Forschungsverbund, der aus einem gescheiterten Projekt für ein Biologiezentrum in Basel hervorgegangen ist, leitet sich wie ein Unternehmen mit wissenschaftskommunikativem Hochglanz und eigenem «Brand». In dieser steht das «X» für die Netzwerk-Metapher, die nicht nur im netzwerkartigen Verbund und in dessen Forschung omnipräsent ist (sie findet Netzwerke auf Protein- und Molekular-

ebene), sondern auch sonst überall in unserer Gegenwart, man denke nur an das Internet. Das Modell des Netzwerks, bilanziert Frei, sei der sich im Umbruch befindenden postgenomischen Biologie nicht weniger entgegengekommen als einer ökonomisierten Forschungspolitik. SystemsX sei denn auch ein Präzedenzfall für weitere Forschungsnetzwerke. Es scheint sich also organisatorisch bewährt zu haben.

Der Historiker scheut sich nicht, den Biologen mit spitzer Feder den Zeitgeistspiegel vorzuhalten, etwa wenn sie ihre Treffen wie kommerzielle Gewerbesessen inszenierten. Er umgeht aber die entscheidende Frage: Ist so ein Netzwerk nun gut für die Wissenschaften, die Forschenden, die Erkenntnis?



Alban Frei: Sichtbare Netzwerke. Forschungspolitik und Life-Sciences zwischen 1990 und 2016 in der Schweiz. Eine Fallstudie zu SystemsX.ch. Chronos-Verlag, Zürich 2018. 270 S., Fr. 42.90.

## Post für alle, die leben und leiden

*Frédéric Lenoir schreibt einen Brief an die Tiere und mahnt die Menschen zu Respekt*

Claudia Mäder · Die Franzosen mögen offene Briefe. Wenn nicht täglich, so erscheint doch sicher wöchentlich in irgendeiner Zeitung ein Aufruf, in dem sich irgendeine Gruppe für ein Kunstprojekt oder gegen einen Gesetzesentwurf ausspricht, eine Reform der Sprache fordert oder den fleischfreien Montag empfiehlt. Letzteres war just diese Woche der Fall: In «Le Monde» veröffentlichten 500 Personen ein Schreiben, das den «lundi vert» propagiert und dazu anregt, ohne Fleisch oder Fisch in die Woche zu starten. Auch Frédéric Lenoir hat das Manifest unterzeichnet, und er kennt sich wahrlich aus mit diesem Genre: 2017 hat der Soziologe ein Buch veröffentlicht, das unter dem – jetzt ins Deutsche übersetzten – Titel «Offener Brief an die Tiere und alle, die sie lieben» für Furore sorgte.

In diesem Text wendet sich der Autor zwar immer wieder ausdrücklich an die «lieben Tiere». Doch natürlich adressiert er die Menschen, wenn er den pelzigen oder schuppigen Wesen zu erklären versucht, warum gewisse von ihnen auf kalten Platten, andere aber in kuscheligen Betten landen. Lenoir benennt diese

«moralische Schizophrenie» deutlich, richtig ergründen aber kann er sie nicht – und gerade darin liegt eine Stärke seines Buchs: Der Autor ist kein Dogmatiker, der sich seinen Mitmenschen moralisch überlegen fühlte, sondern ein differenzierter Beobachter, der für Respekt plädiert, ab und zu aber auch ein gebrautes Hähnchen geniesst.

Im menschlichen Verhalten gegenüber den Tieren sind Paradoxe eine Konstante, das zeigt Lenoir deutlich. Auf wenigen Seiten (und etwas gar skizzenhaft) zeichnet er nach, wie mit der Sesshaftigkeit einerseits die systematische Nutzung und Zucht der Tiere begann – und wie sich andererseits kluge Stimmen gegen die Dominanz des Menschen erhoben und sich in dem Mass häuften, in dem sich der Zugriff auf die Tiere verschärfte. Noch ehe die Errungenschaften der Industriezeit in Schlachthöfen genutzt und Schweine am Laufband getötet wurden, versuchte etwa Jeremy Bentham, den alten Vergleich zwischen Mensch und Tier auf neue Weise zu fassen: «Die Frage ist nicht: Können sie denken? Oder: Können sie sprechen? Sondern: Können sie leiden?»

Das können sie, natürlich, und diesem Umstand haben wir laut Lenoir Rechnung zu tragen – und zwar nicht, weil es keine Unterschiede zwischen Menschen und Tieren gäbe, nein, im Gegenteil, weil unsere Besonderheit es verlangt. Die «menschliche Art» ist als einzige in der Lage, «eine ethische Verantwortung zu entwickeln», und an ebendiese einmalige Qualität appelliert der Autor: Wir sind fähig, moralisch zu denken, und also auch gehalten, diese Stärke zu nutzen, sprich: das Leiden anderer Wesen zu verhindern oder wenigstens zu verringern. Das kann an einem fleischfreien Montag beginnen, aber selbstverständlich bleibt es jedem verantwortungsbewegten Individuum überlassen, seine je eigene Art des ethischen Lebens zu finden.



Frédéric Lenoir: Offener Brief an die Tiere und alle, die sie lieben. Aus dem Französischen von Ute Kruse-Ebeling. Reclam-Verlag, Stuttgart 2018. 144 S., Fr. 29.90.